

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 451.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[23. August 1851.

Pius IX., jetztregierender Papst.



Woher bekamen die Menschen zuerst Feuer?

Eine wunderliche Frage! — wird Mancher denken; denn er hat nie daran gedacht, wie es wol in der Welt aussehen möchte, wenn kein Feuer vorhanden wäre? Wenn sein Licht nicht mehr brennt, das Feuer auf dem Heerde, im Ofen verlöscht ist oder er seine Pfeife anstecken will, so stehen ihm zehnerlei Mittel zu Gebote, einfachere und künstlichere, sich gleich wieder Licht und Feuer zu verschaffen. Aber es gab einmal eine Zeit, wo man keine solchen Mittel hatte, und wo nahm man nun da Feuer her? Die Alten wissen uns nicht genug zu erzählen, wie ein Wohltäter der Menschen, Prometheus, das Feuer vom Himmel auf die Erde herabgebracht habe und von den Göttern deshalb schrecklich gestraft worden sei; eine Fabel, die für uns weiter nichts bedeutet, als daß es einmal eine Zeit gegeben hat, wo kein Mensch Feuer anzuzünden wußte. Es ist wahr, wir sehen hinter jedem flüchtig dahintrabenden Pferde, wenn nur der Abend dunkelt, aus den Steinen die Funken heraussprühen, und so, sollte man denken, ist es dem Menschen gleichsam ja vor Augen gelegt worden, wie er jeden Augenblick Feuer bekommen kann. Ein Stein, ein Kiesel und ein Stück Eisen, hart dagegengeschlagen, gibt eine ganze Menge Funken; einen davon aufgefangen und man hat Feuer, so viel, so lange, so groß man will. So könnte Mancher meinen; allein diese ganze Illumination verlöscht, wenn er daran denkt, daß nur ein mit Eisen beschlagenes Pferd Funken aus dem Steine schlägt. Aber welche Kraft des Feuers muß erst vorausgesetzt werden, ehe man Eisen aus dem rohen Erze schmelzen und zu einem Hufeisen verarbeiten konnte? Nun bedarf man zwar allerdings gerade nicht des Eisens, um aus einem Steine Funken zu erhalten. Zwei Steine, gegeneinander geschlagen, lassen solche auch gewinnen. Der Mensch, der noch kein Feuer hatte, aber die zahllosen wohlthätigen Folgen desselben bereits kannte, hätte daher wol auch auf den Gedanken kommen können, mittels zweier Steine durch Zusammenschlagen derselben das wohlthätige Element zu gewinnen. Und der Gedanke wäre so übel nicht gewesen. Doch um Feuer in solcher Art zu haben, fehlt noch eine Hauptsache: der Zunder; denn von den künstlichen Feuerzeugen, die wir haben, wollen wir gar nicht sprechen. Was würde jedoch nur dieser wieder für eine Menge von Kenntnissen voraussetzen! Bis ins 19. Jahrhundert hinein kannte man fast kein anderes Verfahren, als alte Leinwand zu verkohlen, manche Baumschwämme künstlich zu bereiten oder das trockene Mark von mancherlei Pflanzen statt dessen zu gebrauchen. Letzteres ist das einfachste Mittel, und so mag es das erste gewesen sein, in welches der Mensch den göttlichen Funken barg, den er aus zwei rohen, doch einander beim Schlagen gut berührenden Steinen gewonnen hatte. Hierin bestand vielleicht das große Geheimniß des Prometheus. Funken aus den Steinen zu ziehen, hatte schon Jemand vor ihm erlernt; sie zu erhaschen und zu bewahren lehrte Prometheus. Plinius berichtet im siebenten Buche seiner Naturgeschichte das Eine wie das Andere. Pflaumenkraut (*terula*) nennt er die Pflanze, welche Prometheus dazu gebraucht habe. Indessen gibt es mancherlei Pflanzen, die ein leichtes Mark der Art haben; die genannte wächst vornehmlich in Aegypten und dem südlichen Italien, und mit der Angabe des Plinius stimmt fast wörtlich der alte Dichter Hesiod, ein Zeitgenosse Homer's, überein. Prometheus stahl nach ihm das Feuer dem Jupiter in

einer Art Rohr mit lockerm Kern, die er (Hesiod) Nardyr nennt. Er wußte es also mittels einer Art Lunte zu bewahren. Jedoch ehe sich im Menschengeschlecht ein Prometheus fand, ja nur ein Vorgänger desselben, der aus den Steinen Funken zu schlagen wußte, mögen viele Jahrhunderte verfloßen sein. Allerdings gibt es noch ein anderes einfaches Mittel, das unter wilden Völkern verbreitet ist: das Reiben zweier Hölzer gegeneinander, indem gewöhnlich das eine senkrecht und unten abgerundet in ein anderes gesteckt wird, das flach und fest auf der Erde liegt. Durch recht schnelles Drehen des erstern entzündet sich das locker darum gehäufte dürre Moos. Doch wie lange Zeit mag es gedauert haben, ehe der rohe Naturmensch auf diesen Gedanken kam; wie lange, ehe er ihn wirklich ins Leben treten sah! Derselbe Plinius erzählt, daß es noch zur Zeit der Ptolomäerherrschaft in Aegypten sowie in Afrika überhaupt einige Völkerschaften gegeben habe, welchen der Gebrauch des Feuers unbekannt geblieben war. Also etwa drei Jahrhunderte vor Christi Geburt gab es dergleichen. Wer weiß, ob Plinius nicht falsch berichtet hat? Möglich! Allein auch neuere Reisende fanden noch vor etwa 300 Jahren Inseln zwischen Amerika und Asien von Menschen bewohnt, denen das Feuer eine unbekannte Wohlthat war; warum sollten vor 2000 Jahren keine im heißen Afrika gewesen sein? Gerade hier kann der Mensch, wenn es nun einmal sein soll, allenfalls am ersten ohne Feuer sein dürftiges, dem thierischen ähnliches Leben führen.

So lange wird es nun allerdings nicht gedauert haben, ehe das Menschengeschlecht zum Gebrauche des Feuers kam. Die Natur zündete es ihm an; ein feuerspeiender Berg entlud sich von seiner glühenden Lava; hier und da, wie am Kaspiischen Meere, brannte oft das Feuer, aus dem Bergpöchle der Erde hervorlodernd; der Blitz entzündete einen Wald. Als der Schreck nachließ, erwachte bei dem oder jenem Besonnenen der Gedanke, wie angenehm und wohlthuend es sein müßte, im Besitze eines mäßigen Feuers zu sein, und dieser Gedanke ward leicht ins Leben gerufen. Ein bei dem brennenden Walde entzündeter durrer Ast ließ sich schnell heimtragen und dadurch ein kleines häusliches Feuer gewinnen, das nur freilich immer erneuertes Nachlegen von Holz erforderte. Campe hat uns diesen Gang des Fortschritts recht klar gemacht; sein armer Robinson muß einige Jahre auf der wüsten Insel ohne Feuer aushalten, bis ein furchtbares Gewitter ihm auf solche Art zum wohlthätigen Feuer verhilft. Hatten sich die Menschen, als sie auf solche Art Feuer erhielten, zu einer kleinern oder größern Gesellschaft, zu einem Stamme, einer Horde vereint, so war die bange Sorge, daß ihr Feuer verlöschen und aller Genuß, den es ihnen gewährte, verloren gehen möchte, minder zu fürchten. Sie konnten dann einen gemeinschaftlichen Feuerherd anlegen und einen Feuerwächter bestellen, der nun die Verpflichtung hatte, für die Erhaltung des Feuers hier zu sorgen, wovon dann Jeder, der zum Stamme gehörte, sich in sein Zelt, seine Hütte oder Höhle so oft Feuer holen konnte, als er es vonnöthen hatte.

(Beschluß folgt.)

Hdmann.

Hdmann, der gelehrte Schwede, der sich besonders mit Übersetzungen von Reisen in Afrika beschäftigte,

ist in einem sonderbaren Costum in einem Saale des Universitätsgebäudes in Upsala verewigt, durch das Brustbild eines alten Mannes im Hemde, in seinem Bett liegend. Ein langwieriges Fieber hatte ihn genöthigt, das Bett zu hüten; darin befand er sich später so wohl, daß er während seines übrigen langen Lebens darin liegen blieb und nicht zum Aufstehen und Aufbleiben zu vermögen war; selbst als einmal das Nachbarhaus brannte, ließ er sich in seinem Bette auf die Straße bringen. Kälte war sein Schreckbild, und wenn die Studenten ihm ihre schriftlichen Arbeiten brachten, wurden sie erst am Ofen durchgewärmt. Die Fenster seines Zimmers wurden nie geöffnet; sein Schreibpult hatte er auf dem Bette. Bücher und Manuscripte lagen ringsherum neben, auf und in dem Bette; Gefäße, Teller, Tassen, Töpfe standen gleichfalls überall umher, wie es sich eben traf. In solchem unsaubern Neste erreichte Odmann ein hohes Alter und war nur einmal krank, als er sich über einen Bauer alterirt hatte, der fehlgegangen und mit seinem beschneiten Wamse, mit Haar und Bart voll Eis in Odmann's Stube gerathen war.

Die Art, wie sonst in Italien ein Sänger gebildet ward.

Man glaubt nicht, mit welcher Geduld und Ausdauer, mit welchem Fleiße und Ernst Meister und Schüler sonst in Italien daran gingen, die menschliche Stimme zum Gesange auszubilden. In seiner „Historia musical“ (1695) erzählt Angelini Bontempi die Art, wie zu seiner Zeit in den römischen Singschulen der Unterricht erteilt wurde, und welches Conservatorium unserer Tage verfolgte wol eine Methode, wie sie damals bei Ausbildung der zu Kirchensängern bestimmten Jünglinge gewöhnlich war? Jeden Tag — berichtet er — mußten die Schüler eine Stunde lang sich im Vortrage schwerer, durch Übung nur mühsam einzulernender Sachen üben; eine Stunde war zur Einübung des Trillers, wieder eine zur Einübung von Passagen bestimmt. Dann kam eine wissenschaftliche und ebenso eine für Unterricht und Übung im Gesange, indem der Lehrer zuhörte und die Schüler vor dem Spiegel standen, um sich daran zu gewöhnen, keine ungeschickliche Bewegung zu machen oder Stirn, Augenbrauen und Mund zu verziehen. Und alles Dies waren Morgenübungen. Nachmittags folgte theoretischer Unterricht eine halbe Stunde lang, sowie ebenso lange Unterricht im Contrapunkte über den Choralgesang; dann wurde eine Stunde verwendet, die Sätze des Contrapunktes zu Papier zu bringen und praktisch darzustellen; wieder eine Stunde gab es wissenschaftlichen Unterricht und den übrigen Theil des Tags füllten Übungen auf dem Klavier, Compositionen eines Psalms, einer Motette, einer Canzone oder irgend eines Gesangsstücks nach eigener Kunst und Lust aus. So waren die Übungen der Schüler, wenn sie nicht aus dem Hause gingen. Die Übungen dagegen außerhalb desselben bestanden, indem oft gewandert wurde, darin, zu singen und die Antwort eines Chors außen vor der Porta Maria, dem Monte Morio gegenüber, zu vernehmen, um sich über den eigenen Vortrag ein Urtheil bilden zu lernen; oder man ging in die Kirchen Roms, um die Musiken, die in ihnen aufgeführt wurden, und die verschiedene Gesangsart so vieler berühmter Meister derselben zu hören, die unter

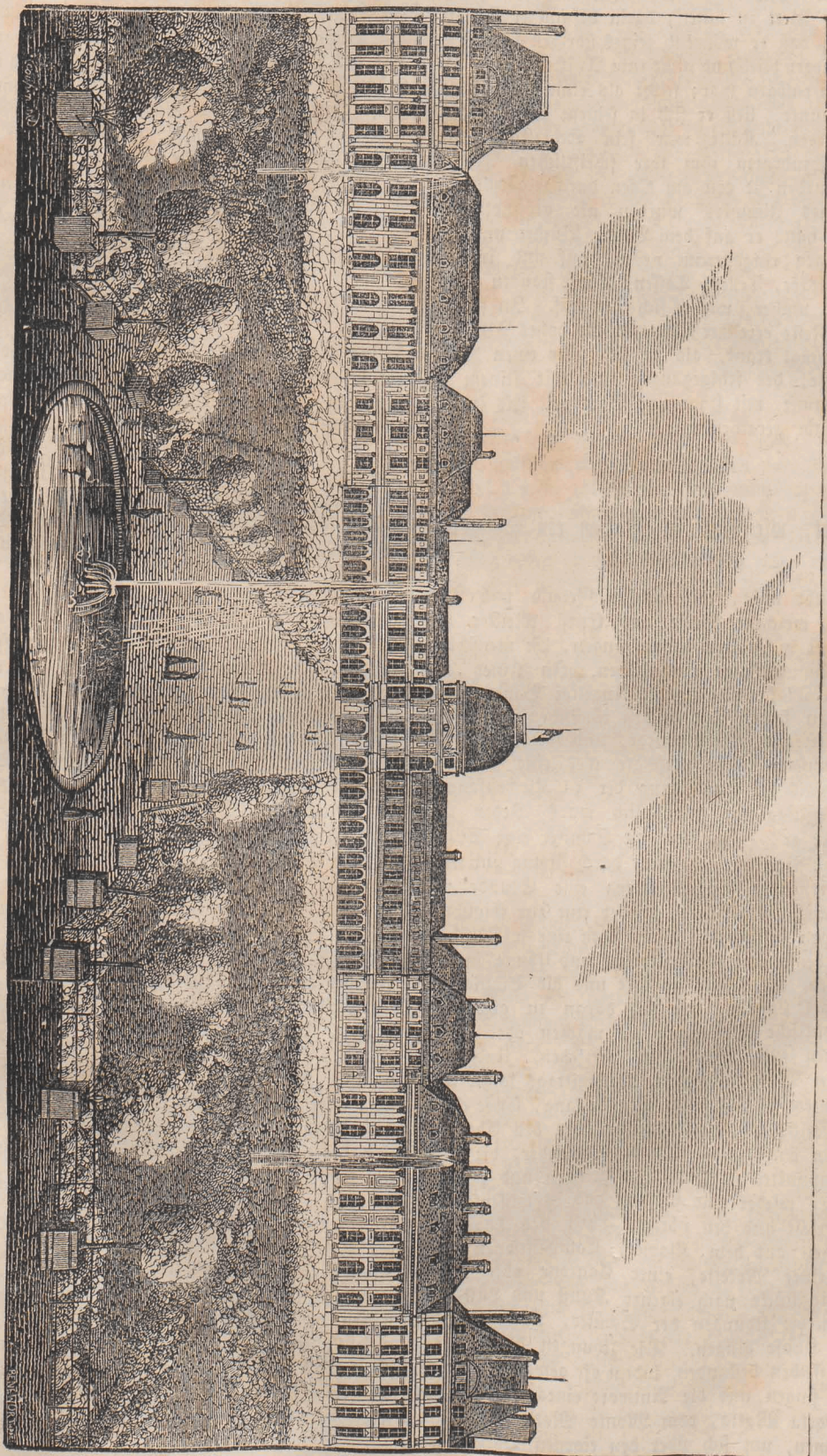
dem Papst Urban VIII. einen Namen hatten, um sich dann selbst darin zu üben, dem Lehrer aber, wenn man nach Hause kam, gehörigen Bericht abzustatten, worauf dieser, die Sache noch besser dem Schüler einzuprägen, sich darüber weiter verbreitete und gelegentlich Bemerkungen machte. Namentlich war in solcher Art des Unterrichts Virgilio Mazocchi, Lehrer und Kapellmeister an der St.-Peterskirche, berühmt, und nun darf man sich freilich nicht wundern, wenn manche weltberühmte Gesangstücke, namentlich von Palestrina, in der ganzen Welt nicht angesprochen haben, obschon sie in Rom selbst jetzt noch Alles entzücken, weil die Art des Vortrags sich traditionell erhalten hat.

Ludwig Philipp's kugelfester Wagen.

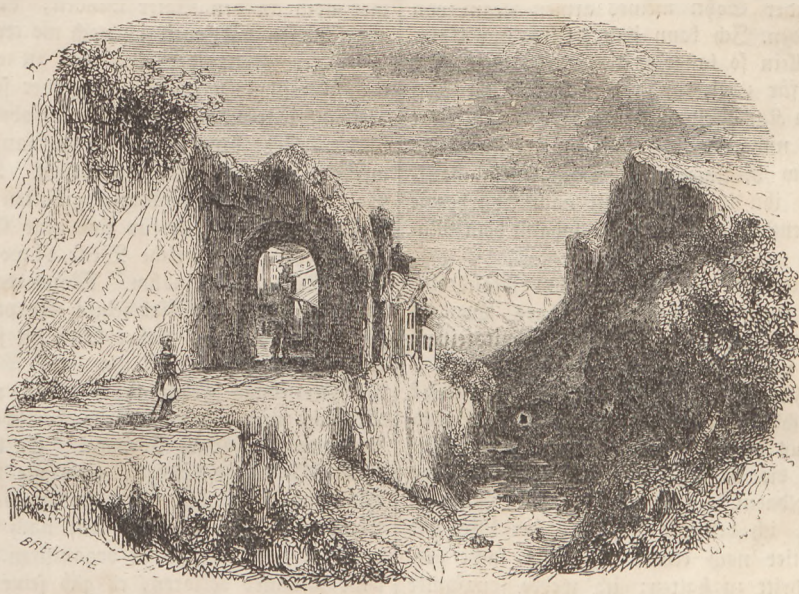
Eine ganz besondere Wuth hatte das Volk von Paris in der Februarrevolution gegen den kugelfesten Wagen, in welchem Ludwig Philipp seine Spazierfahrten zu machen pflegte. Ein Weib aus dem Volke, bis an die Zähne bewaffnet, leitete die Zerstörung dieser Berline, welche la Saverne hieß. Eigenhändig zerschmetterte sie mit dem Kolben ihrer Muskete die prachtvollen Spiegelscheiben und die goldenen Wappenschilder. Dann rief sie nach Stroh, das man herbeischleppte. Unzählige Hände füllten das Innere des prachtvollen Wagens mit Heu- und Strohbindeln und zündeten sie an. Die neue Jeanne d'Arc schwang sich auf den Kutschbock und ihre Gefährten spannten sich vor den brennenden Wagen, den sie unter Triumphliedern über den Caroussellplatz zogen. Aber das Feuer war ohnmächtig gegen den eisernen Bau dieser feuerfesten Citadelle auf Rädern. Man schleuderte vergebens ganze Ladungen von Pflastersteinen und eröffnete umsonst gegen sie mörderisches Feuer aus Hunderten von Musketen. Die Wände dieser Kutsche spotteten allen Zerstörungsgelüsten. Die Wuth des Volks stieg bis zur Raserei. „Ins Wasser mit ihr!“ schrie die Amazone auf dem Kutschbock. Man zog den Wagen bis zum Pont des Saints-pères und hundert Arme packten an und stürzten ihn in die Seine. Fünf Monate später zog man ihn wieder heraus, um das Gefüll als altes Eisen zu verkaufen.

Freilich war der Luxus des Marstalls auch unter Ludwig Philipp noch ungeheuer. Die 27 königlichen Wagen, welche das Volk am 24. Februar auf alle erfindliche Art ruinirte, hatten 200,000 Francs gekostet; aber es blieb noch ein unbeschädigter Bestand von 200 Wagen und 360 Pferden übrig. Ludwig Philipp hatte in 17 Jahren über 17 Millionen Francs für seinen Marstall verausgabt. Über 2000 Personen gehörten zur Hausdienerschaft des Königs und der Contrôleur der königlichen Wagen, Louis Dixel, der über die Schicksale des Marstalls und der Equipagen des Königs in der Februarrevolution ein eigenes Buch herausgegeben hat, erzählt, daß in den königlichen Marställen die Prachtwagen im Winter mit Flaneldecken umhüllt in eigens dazu gehörigen Räumen standen. Das Volk wußte dies vielleicht, aus dessen Mitte wol Tausende in der Hauptstadt in armseligen Lumpen vor Frost zitterten.

Die Tuilerien in Paris von der Gartenseite aus.



Die Pforte zu Donas.



Das Dörfchen Donas in Piemont liegt unmittelbar hinter einer hohen Felsenwand, durch welche ein hochgewölbtes Thor, das der Ewigkeit trost, gebrochen ist. Der Sage nach ist dieses Thor von den Karthaginern unter Hannibal bei seinem berühmten Zuge über die Alpen von Spanien aus in den Felsen gehauen

worden. Die Höhe von Donas ist einer der malerischsten Punkte des piemontesischen Gebirges und wird daher von Reisenden sehr fleißig besucht. Vor Donas liegt das feste Schloß Bar; unmittelbar hinter Donas liegt St.-Martin mit seinen Eisenhämmern und Hohöfen.

Die Mündel der Garde.

(Beschluß.)

In dem ersten Regiment der Grenadiere der alten Garde diente ein Soldat, mit Namen Peter Mouscadet. Er war im Jahre 1792 mit dem ersten Bataillon der Freiwilligen abmarschirt, hatte keinen Augenblick die Fahne verlassen und war doch erst nach der Schlacht von Austerlitz in die Garde getreten. Die Schuld davon war, daß seine Erziehung zum Unglück für ihn vollkommen vernachlässigt war; denn er konnte nicht einmal seinen Namen schreiben. Mouscadet konnte also auf keinen andern Grad hoffen als den eines Schilderhausoffiziers, wie man damals die gemeinen Soldaten nannte. Er lag in Courbevoie im Quartier, als er eines Morgens einen Brief mit dem Postzeichen von Saint-Jean-Brevelay, einem großen Dorfe bei Vannes in der Niederbretagne und seinem Geburtsorte, erhielt. Es war der erste Brief, den er empfing, seit er Soldat war, und seine Verlegenheit daher groß. Er ging zum Fourrier seiner Compagnie und bat ihn, ihm den Brief vorzulesen. Er war vom Schullehrer von Saint-Jean-Brevelay, der ihm verkündete, daß sein Bruder Franz sehr krank sei und ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Mouscadet hatte ein vortreffliches Herz, und obgleich er seinen Bruder seit seiner Kindheit nicht gesehen hatte, zauderte er

doch keinen Augenblick. Mit dem Briefe des Schullehrers in der Hand ging er zu seinem Capitain und erhielt vom Obersten Urlaub auf vier Wochen. Nach zwei Tagen war Mouscadet mit der Pfeife im Munde, den Tornister auf dem Rücken und den Stock in der Hand auf dem Wege nach der Bretagne. Am zehnten Tage kam er in Saint-Jean-Brevelay an und fand leicht die Hütte, in der er geboren war. Aber leider lag Franz im Sterben; er konnte dem alten Soldaten kaum noch die Hand drücken und mit erlöschender Stimme sagen:

Bruder, ich danke dir dafür, daß du gekommen bist. Dies ist Alles, was mir mein armes Hännchen hinterlassen hat, ich gebe es dir . . .

Franz konnte nicht weiter reden. Einige Augenblicke später war er nicht mehr.

Das, was er seinem Bruder hinterließ, war ein dicker und gesunder Junge, der mit dummen Gesicht dem schmerzhaften Austritt beiwohnte, ohne dessen Bedeutung zu begreifen. Er schien mehr mit der Uniform des Grenadiers beschäftigt als mit dem unerseßlichen Verluste, den er eben erlitten hatte. Als Mouscadet seinem Bruder die letzte Ehre erwiesen hatte, rauchte er vor der Thür der Hütte ruhig seine Pfeife

und betrachtete seinen Neffen, der, ohne Sorgen, wie man in diesem Alter ist, mit dem großen Hunde des Schullehrers spielte.

Was Teufel mache ich aber mit dem da? sagte er zu sich, nie soll der Sohn meines armen Franz von mir verlassen werden. Ich kann ihm freilich nur Commisbrod geben, allein so lange es dessen für einen gibt, so reicht es auch für zwei, und wenn er für vier ist, so mag er sich an Kartoffeln entschädigen. Darin liegt die Schwierigkeit nicht, man müßte nur wissen, ob ihn der Oberst im Regiment als Soldatenkind aufnimmt. Ich will ihn immerhin mit nach Courbevoie nehmen, dort ordentlich aufpußen und sodann dem Major vorstellen.

Und von seiner Idee entzückt, nahm Mouscadet seinen Tornister, besuchte nochmals seines Bruders Grab, dankte dem Schulmeister und schlug mit seinem Neffen den Weg nach Paris ein.

Nun, mein Junge, wie heißt du denn eigentlich? fragte er ihn, nachdem sie den Kirchthurm von Saint-Jean-Brevelay aus den Augen hatten.

Franz! sagte die kleine Waise und hing sich an den Arm des Soldaten.

Nun, Franz, ich bemerke dir, daß der Weg bis zu unserm Quartier noch etwas weit ist; suche deshalb mit mir Schritt zu halten; ich werde langsamer gehen, dadurch wirst du größer und die Größe ist durchaus notwendig, um bei den Grenadiere einzutreten. Liebst du die Grenadiere?

Die Grenadiere! Sind sie wie du, Onkel?

So ziemlich, mein Neffe, erwiderte Mouscadet und strich sich zufrieden mit der Hand über seinen dicken und schwarzen Schnurrbart.

Ach ja, ich will ein Grenadier werden und wie du ein hübscher, Rock und einen scharfen Säbel haben.

Du hast keinen schlechten Geschmack; laß mich nur die Sache mit dem Major abmachen, der mit dem „kleinen Corporal“ gut steht; denn siehst du, mein Junge, der „kleine Corporal“ macht ebenso leicht einen Sergeanten zum Fourier in der Garde, als einen Monarchen in Europa; Alles hängt nur davon ab, daß man den Augenblick benutzt. Ich habe so meine Idee, aber wir müssen auch die Deine etwas lebhafter bewegen und geradeaus gehen, denn sonst wirst du beim „kleinen Corporal“ nie dein Glück machen.

Ja, Onkel, antwortete der kleine Franz und strengte sich an, um mit dem alten Grenadier Schritt zu halten.

Aber das war schwierig. Schon war das Kind außer Athem, als Mouscadet einsah, daß sein Neffe auf diese Weise nicht lange marschiren könnte, ihn quer über den Tornister setzte und so schneller vom Plage kam.

Unterwegs fühlte sich der alte Soldat immer mehr zu Franz hingezogen. Seine Lebhaftigkeit, seine Entschlossenheit und der Muth, mit dem er die Anstrengungen der Reise ertug, entzückten ihn. Als sie endlich in Courbevoie ankamen, war der kleine Franz keine Waise mehr; er hatte in seinem Onkel einen Vater und in den Grenadiere eine neue Familie gefunden.

Mouscadet stellte ihn sogleich dem Major vor, der ihn unter die Soldatenkinder des Regiments eintreten ließ. Aber zu dieser Zeit war der Frieden in Frankreich nicht von langer Dauer. Man sprach bald von einem neuen Kriege und Franzens Onkel vernahm zum ersten male diese Nachricht nicht mit Freude. Er war nicht meißt allein. Sollte er dies Kind Gilmarschen, den Entbehrungen des Bivouacs, den Gefahren der Schlacht aussetzen? Er entschloß sich deshalb, ihn unter die „Mündel der Garde“ aufnehmen zu lassen.

Da dieses Regiment, sagte er zu sich, nur die Garde des Königs von Rom ist, so muß ich mich direct an Se. römische Majestät wenden. Wenn der Sohn meine Bitte nicht erfüllt, so kann ich mich immer noch an den Vater wenden, der mir noch nichts abgeschlagen hat, weil ich noch nie etwas verlangt habe.

Peter Mouscadet ging nun zu einem Fourier seines Bataillons, der wegen seiner schönen Handschrift berühmt war und dictirte ihm die oben angeführte Bittschrift. Jetzt kam es nur darauf an, sie dem Kaiser auf eine sichere Weise zuzustellen. Da am folgenden Sonntage eine große Revue gehalten werden sollte, so hielt dies Mouscadet für eine gute Gelegenheit. Man hat gesehen, auf welche Weise Napoleon die Bitte des alten Soldaten aufnahm. Mouscadet war nun beruhigt über das Schicksal seines Adoptivsohns und marschirte im folgenden Jahre heiter in jenen unglücklichen russischen Feldzug.

Der junge Franz besaß einen nicht gewöhnlichen Verstand und machte schnelle Fortschritte. Nach einem Jahre war er schon Corporal. Er hatte mehrmals an seinen Onkel geschrieben, aber nie Antwort erhalten. Während dieser Zeit fand der unglückliche Rückzug von Moskau statt. Napoleon war nach Paris zurückgeflüht, um eine neue Armee zu organisiren. Frankreich hatte seine Männer verloren, es gab keine Kinder; das erste Bataillon der „Mündel der Garde“ wurde auf den Kriegsfuß gesetzt und marschirte mit der Armee nach den Ufern der Saale. Diese Kinder siegten bei Lützen, Bautzen und Dresden und thaten, was ihre Väter so oft gethan hatten: sie vernichteten die russischen und preussischen Bataillone. Aber die Stunde des Unglücks hatte für Frankreich geschlagen. Ganz Europa hatte sich gegen Frankreich verbündet. Was war aus Peter Mouscadet geworden? War sein junger Schüßling zum zweiten male Waise?

Wenn ich die Ehre gehabt hätte, zu dem Bataillon der „Mündel“ zu gehören, die ins Feld gerückt sind, sagte er zu sich; wenn ich bei Leipzig gewesen wäre, so würde ich Nachrichten von meinem Onkel Peter erhalten haben. Ich glaube jedoch Kraft und Muth genug zu haben, um etwas Anderes zu thun, als die Jungen in einer Kaserne zu exerciren. Wie man sagt, wird eine neue Armee gebildet. Ich will diesmal mit ins Feld, wenn auch nur als gemeiner Füßler.

Eines Tages hörte unser junger Sergeant, daß der Kaiser am folgenden Morgen im Walde von Sartory auf die Jagd gehen wollte. Sein Plan war sogleich gefaßt. Die „Mündel“ gingen gewöhnlich nicht müßig umher und verließen das Quartier nur, um mit dem Tambour an der Spitze spazieren zu gehen. Kaum war der Tag angebrochen, so benutzte er den Augenblick, wo er nicht beobachtet wurde, eilte in den Hof, kletterte auf einen Baum, schwang sich vom Baume auf die Mauer und war mit einem Sprunge im Freien. Er erreichte bald das Hölzchen von Sartory und stellte sich hinter einen Baum, vor welchem die Jagd nothwendig vorbeikommen mußte, auf die Lauer und erwartete den Kaiser, sich auf eine Rede vorbereitend, von der er große Wirkung hoffte. Hier stand er ziemlich lange, als der Kaiser, vorübergaloppirend, ihn bemerkte und verwundert, an einem solchen Orte einen „Mündel der Garde“ zu finden, hielt und ihn mit gerunzelter Stirn und strengem Tone fragte:

Was machen Sie hier, junger Mann?

Schnurgerade stehend und die Hand am Tschako, antwortete Franz ruhig:

Sire, ich erwartete Sie.

So! antwortete der Kaiser, von einer solchen Antwort überrascht; aber warum haben Sie Ihr Quartier verlassen?

Um mit Ew. Majestät zu reden.

Ich frage Sie, auf welche Weise Sie heraustriften sind? setzte der Kaiser ungeduldig hinzu.

Sire, ich bin über die Mauer gesprungen.

Junger Mann, erwiderte Napoleon, die silberne Treppe auf dem Arme des „Mündel“ bemerkend, von einem Unteroffizier ist eine solche Insubordination unverzeihlich. Wissen Sie nicht, daß Sie den Andern das Beispiel des Gehorsams geben müssen?

Ich weiß es, Sire; aber vor allem mußte ich Ew. Majestät sprechen.

Nun kurz, was wollen Sie?

Sire, die Ehre, zu dem Bataillon der „Mündel“ zu gehören, welches jetzt ins Feld rückt, mich gegen die Feinde Ew. Majestät zu schlagen und, wenn es sein muß, für die Vertheidigung des Vaterlandes zu sterben.

Bei diesen Worten, die in einem Tone gesprochen wurden, der etwas Heroisches hatte, wurde der einen Augenblick vorher so finstere Blick des Kaisers sanft und fast wohlwollend.

Ihr Name? fragte er.

Franz Mouscadet, Neffe von Peter Mouscadet, Grenadier im ersten Regiment der alten Garde.

Wirklich? rief der Kaiser aus. Er neigte sich zum Großjägermeister, sagte ihm lächelnd einige Worte, wurde dann wieder ernst und setzte kalt hinzu:

Franz, Sie kehren sogleich in Ihr Quartier zurück. Ja, Sire!

Sie begeben sich in den Straßsaal.

Ja, Sire!

Gehen Sie, ich werde an Sie denken.

Und Napoleon ritt weiter.

Franz kehrte freudig in sein Quartier zurück und wurde in den Straßsaal verwiesen. Aber was lag ihm daran? Der Kaiser hatte ihm gesagt: Ich werde an Sie denken, und diese fünf Worte trösteten ihn. Er blieb acht Tage im Arrest. Am neunten ließ ihn der Oberst Bardin rufen, umarmte ihn und gab ihm mit einem Lieutenantspatent im Corps der „Mündel“ eine Marschroute, um zu dem ins Feld rückenden Bataillon zu stoßen.

Man kann sich keine Idee vom Glück machen, welches man fühlt, seine ersten Epauletten zu tragen. Franzens Freude grenzte an Wahnsinn. . . . Er, Offizier in der Garde des Königs von Rom, dies war hundert mal mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. In 48 Stunden hatte der neue Offizier seine Vorbereitungen zur Reise getroffen. Seine frühern Kameraden empfingen ihn mit Freude, denn sie liebten ihn, weil sie in ihm einen unterrichteten, guten und gerechten Offizier fanden. Er schrieb an Peter Mouscadet, daß er ihn bald auf dem Schlachtfelde zu finden und ihm zu beweisen hoffe, daß er würdig sei, sein Neffe zu sein. Der alte Soldat zeigte Franzens Brief seiner ganzen Compagnie und schwur, er wolle gern für seinen Kaiser sterben, der es so gut mit seinem Neffen meine.

Man wird dereinst den Bericht dieses Feldzugs von 1814 nicht glauben, wo eine einzige Armee allen Truppen Europas Schritt für Schritt das Terrain streitig machte. Das zweite Bataillon der „Mündel“ marschirte wie im Jahre zuvor das erste und beide wurden in die Kriegsbataillone der Garde einrangirt.

Eines Tages wollte Napoleon in der Ebene der

Champagne den Feind über eine Bewegung irreleiten, ließ ein Bataillon seiner Garde vorrücken und schickte diesem als Tirailleure eine Compagnie „Mündel“ voran. In dieser Compagnie stand Franz. Es war wunderbar anzusehen, wie diese tapfern Kinder mit der wunderbarsten Kaltblütigkeit auf die Russen feuerten, welche doppelt so groß und drei mal so alt als sie waren, während die alten Grenadiere mit dem Gewehr im Arm ungeduldig auf den Befehl zum Vorrücken warteten, sie mit Zurufungen ermunterten und mit väterlichem Auge darüber wachten, daß sie von der feindlichen Cavalerie nicht überflügelt wurden.

Das Treffen währte lange und war mörderisch; aber die Kinder der Garde machten ihre Sache so gut, daß Napoleon's Plan gelang. Von einem kleinen Hügel aus hatte der Kaiser Alles gesehen. Nach dem Treffen eilte er herbei, um ihnen Glück zu wünschen. Als er vor der Fronte des Bataillons seiner Grenadiere ankam, brachte man auf kreuzweis gelegten Gewehren einen jungen Offizier der „Mündel“, der im Anfange des Treffens durch einen Schuß in den Schenkel schwer verwundet war, aber sich doch nicht eher vom Schlachtfelde hatte wegtragen lassen, bis die Russen sich zurückgezogen hatten, und trotz seiner traurigen Lage stets rief: Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich! . . . Napoleon ritt auf ihn zu, als plötzlich ein Grenadier aus dem Gliede auf den Verwundeten zustürzte und ihn in seine Arme drückte. Es war Peter Mouscadet; er hatte seinen Neffen erkannt. Aber in demselben Augenblicke sah er Napoleon neben sich, der ihn mit einem seiner Blicke niederschmetterte.

Einschuldigen Sie, Sire, sagte der alte Soldat mit einer vor Furcht und Nüchternheit zitternden Stimme, ich bin ohne Erlaubniß aus dem Gliede getreten, ich bin strafbar; aber es ist mein Neffe, es ist der kleine Franz, mein Adoptivsohn; ich konnte mich nicht zurückhalten!

Still, sagte Napoleon mit strengem Tone, ergriff sodann die Hand des Verwundeten und sagte: Capitain Franz (den neuen Titel besonders betonend), seit unserm Zusammentreffen im Walde von Versailles erwartet Sie dieses Kreuz; empfangen Sie es aus meiner Hand.

In diesem Augenblicke stürzten große Thränen aus Peter's Augen und er stammelte:

Sire, ich habe dieselbe Ehre von Ihnen in Boulogne empfangen, aber ich war schon ein Mann, während Franz nur noch ein Kind ist. Doch das thut nichts! Ich bin ohne Erlaubniß aus dem Gliede getreten; ich muß. . .

Adieu, Capitain Franz, sagte Napoleon, ohne auf den Grenadier zu hören; ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.

Einschuldigen Sie, mein Kaiser, ich bin aus dem Gliede getreten, ich muß. . .

Napoleon, der nur belohnen wollte, unterbrach den alten Soldaten barsch mit den Worten:

Du irrst; ich winkte dir, näher zu kommen, um deinen Neffen zu umarmen. Schweig und tritt ins Glied zurück!

Capitain Franz wurde in Folge seiner Wunde amputirt und zog nach den Ereignissen von 1815 mit seinem Onkel Peter nach Versailles.

Mannichfaltiges.



In Bern, der Hauptstadt des größten Cantons der Schweiz, sieht man sich, wo man steht und geht, von Bärengepöhl umgeben. Das Murtener Thor ist von zwei steinernen Bären bewacht; vom großem Kornhause sieht ein mächtiger Bär hernieder. An der künstlichen Uhr am Zytloekthurn (Zeitglockenthurm) hält eine Schar Bären in der Mittagsstunde einen Umzug um das Ganze. Im Bärenpark müssen stets wenigstens zwei lebendige Peze gehalten werden und die Berner lassen es den Vertretern ihres Stadtwappens an guten Bissen und Leckereien nicht fehlen. Da diese Gefellen befinden sich sogar verschiedene Vermächtnisse in dem Besitze eines bedeutenden Vermögens, das sich mit jedem Jahre vermehrt; sie haben ihre Geschäftsführer und Advocaten und spielen also eine bedeutende Rolle in der stolze Stadt der Schweiz.

Ein Besuch in der Druckerei der Times. „Mit dem Eintrittsbillet eines der Redacteurs der „Times“ ausgerüstet“ — erzählt ein Reisender — „besuchte ich die Localitäten dieses großartigsten Journals der Welt und wurde dort mit jener ausgefuchsten Zuverlässigkeit in alle Details eingeweiht, welche der Ausländer in der britischen Hauptstadt überall zu finden sicher sein kann, wenn er sich die gehörigen Empfehlungen zu verschaffen wußte. Das Überraschendste in dem ganzen Etablissement ist die staunenswerthe Ordnung und Regelmäßigkeit, womit alle Functionen des ungeheuren Mechanismus vollzogen werden. Da ist keine Unbereinigung, keine Halbheit, keine Vernachlässigung möglich. Jedes Ding hat dort seinen angewiesenen Platz und jedes Geschäft seine auf die Minute bestimmte Zeit, in welcher bei streng eingehaltener Strafe der Beamten und Werkleute niemals abgewichen werden darf. Wenn man bedenkt, daß in den „Times“ alltäglich so viel Stoff abgedruckt wird, daß man damit zwei mächtige Octavbände füllen könnte, und wenn man noch überdies erwägt, daß in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von fünf Stunden gewöhnlich 34,000, seit dem 1. Mai d. J. aber zwischen 38,000 und 39,000 Exemplare jeden Abend abgezogen werden müssen, so kann man sich kaum eine Vorstellung von dieser kolossalen Aufgabe machen, ohne den bewundernswürdigen Organismus dieses Triumphs der Buchdruckerkunst mit eigenen Augen gesehen zu haben. Unter allen Merkwürdigkeiten, die dieses von außen höchst unscheinbare und in der Nähe der Blackfriarsbrücke gelegene Gebäude für den Sachverständigen enthält, macht ohne Widerrede die große mit Dampfkraft getriebene Druckmaschine, welche wie ein hundertarmiger Briareus jenes Riesenwerk täglich zu Stande bringt, den grandiossten Eindruck. Sie ist in einem Saale aufgestellt, wo sie mit einer zweiten ganz gleichen Maschine, die gegenwärtig nicht in Thätigkeit gesetzt wird, den ganzen Flächenraum des Bodens ausfüllt. Auf kleinen gußeisernen Treppen gelangt man auf eine Plattform, wo diese mächtige Confection mit aller Ruhe und Bequemlichkeit ganz in der Nähe übersehen werden kann. Die einzelnen bereits rothgestempelten weißen Blätter verschwinden mit reißender Schnelligkeit in diesen eisernen Krater, der sie auf eine dem Laien unbegreifliche Weise aus acht verschiedenen Öffnungen bereits gedruckt wieder auspeist, wozu sie von acht mit diesem Geschäft betrauten Personen in Empfang genommen und klästerhoch aufgethürmt werden. Das betäubende Geräusch, welches von dem Triebwerke dieser Druckmaschine während ihrer vollen Bewegung verursacht

wird, ist dem Rauschen eines Wasserfalls nicht unähnlich und kann mit dem Gepöhl auch der größten Schnellpressen auf dem Continente durchaus nicht verglichen werden. Damit der fremde Besucher diese herrliche Anstalt auch beim Abschiede mit einem wohlthuenden Eindrucke verlasse, ist die für andere englische Etablissements gewiß sehr nachahmungswerthe Einrichtung getroffen, daß die Bediensteten, welche das Amt eines Cicerone versehen, bei Verlust der Stellung keine Vergütung für ihre Mühe annehmen dürfen. Aber in dem Vestibule an der Pforte des Hauses ist eine einfache Urne mit der Überschrift: „Für die kranken Arbeiter“, angebracht, in welche jeder Pilger aus fernem Lande, der diese Räume betritt, seine Dose mit dankbarer Anerkennung jener außerordentlichen Leistungen, die er soeben betrachtete, hineinlegen wird.“

Die Schau der Brautleute ist ein Recht, welches sich das Volk in Schweden nicht nehmen läßt. Es versammelt sich vor dem Hause, in welchem die Hochzeit ist und ruft Braut und Bräutigam heraus; die Brautjungfern müssen mit Licht zur Seite stehen; das Volk commandirt: „Dreht euch einmal um! — Gesicht vor! — Der Bräutigam ganz herum!“ u. s. w. Es ist am besten, wenn das Brautpaar ganz willig ist und sich den Spaß gefallen läßt; im entgegengesetzten Falle müssen sie sich lange scheren lassen und bekommen oft scharfe Kritiken zu hören. Selbst in Stockholm kann die Polizei solche Auftritte nicht immer verhindern. Ein Brautpaar dort wollte sich, um der Ausstellung zu entgehen, zu Wagen fortbegeben; aber der Wagen ward von der Menge angehalten. Man riß den Schlag der Kutsche nach beiden Seiten auf und das Publicum defilirte in bester Ordnung durch den Wagen. Es wollte Braut und Bräutigam sehen; das sei sein altes Recht.

Düngender Meersand. Der Sand, den an den Ufern des Manche-Kanals vom Cap Carteret an bis zum Ende der Bai von Mont St.-Michel die Flut zu Millionen Cubikmetres auswirft, hat die Farbe von Holzasche und enthält etwa zwei Fünftel kohlensauren Kalk und meist noch etwas mehr Glimmer. Aus diesen Bestandtheilen geht hervor, daß Schiefer und Granit, welche die Küste der Bretagne bilden und sich unter dem Meere fortsetzen, sowie die unermesslichen Austerbänke das Material liefern; durch die heftige Schwankung der Ebbe und Flut werden diese Materialien zerbrockelt und rasch in Staub verwandelt. Nach diesen Grundbestandtheilen trocknet und erwärmt solcher Sand die Felder und wird daher als Düngung ins Land geholt. Jeden Herbst beleben lange Züge von Wagen die Wege nach der Meeresküste, und wie alle gemeinsame Feldarbeiten ist auch die Versorgung mit Meersand ein Fest. Eines schönen Morgens geht aus jedem Dorfe ein Wagenzug ab, man nimmt Lebensmittel und Futter mit und unübersehbar schlängeln sich die Wagenzüge durch die Wiesen auf den mit Apfelbäumen besetzten Feldern hin. Der Luxus der Vegetation in der Normandie kommt zunächst auf Rechnung des düngenden Meersandes, der es kein Jahr an sich fehlen läßt.

Der königliche Palast Portici in Neapel, in welchem Murat's Gemahlin residirte, ist so elegant eingerichtet, daß die nach Murat's Fall nach Neapel zurückkehrenden Herrscher Alles so ließen, wie sie es fanden; selbst die Portraits der Regentenfamilie, die sich eingedrängt hatte, blieben unangefastet. König Ferdinand, der über die Veränderung seiner Zimmer sehr erfreut war, nannte Murat seinen wackern Tapezierer, der Alles zu seiner Zufriedenheit eingerichtet habe. Noch jetzt sieht man vielerwärts im königlichen Schlosse zu Neapel Murat's Namenszug mit der königlichen Krone darüber.